

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

**Redaktion:**  
Leipzig, Tauhaer Straße 10/21.  
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.  
Fernsprecher: 18698.

**Inseratskosten** die 7gespaltene Pettzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Zellaufgabe 5.— Mk. — Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauhaer Straße 10/21, Fernsprecher: 4598 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

## Tageskalender.

Die Krupp-Vertuschungskommission trat gestern zum erstenmal zusammen; über den Ausschluß Bleibrechts wurde nicht verhandelt.

Der fortschrittliche Abgeordnete Kopsch sprach sich in einer fortschrittlichen Versammlung unter lebhaftem Beifall höchst sympathisch zu dem koalitionsrechtsfeindlichen Beschluß des Industriekongresses des Hansabundes aus.

Der französische Senat nahm das Achtstundentagesgesetz für Bergwerke an.

Zwischen Mexiko und der Union sind neue Verhandlungen angebahnt worden.

## Der Krupp-Prozess und die kapitalistische Moral.

Leipzig, 15. November.

J. K. Der Krupp-Prozess hat mit der Beurteilung der beiden Angeklagten geendet. Das Gericht ist zu der Überzeugung gekommen, daß Brandt Beamte bestochen hat und daß der Direktor der Firma Krupp, v. Eccius, Beihilfe geleistet hat. Die Südlinge der Rüstungsindustrie in der Presse ereifern sich gewaltig gegen das Gericht. Sie haben durchaus recht; in solcher Prozedur schädigt das Geschäft. Sie beschwerten ferner, daß gar nichts vor Gericht gekommen sei, denn das, was der Firma Krupp hier nachgewiesen wurde, gehört zum normalen Geschäftsbetrieb. Darin haben sie doppelt und dreifach recht. Und darin besteht auch die Hauptbedeutung des Prozesses, daß die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit wieder einmal auf die besondere Moral des kapitalistischen Geschäftsbetriebs geleitet wurde.

Freilich, nach außen hat jeder respektable Geschäftsmann seine schöne, von Moral triefende Devise. Das ist durchaus notwendig, denn man hat Mühe sich zu nehmen auf die tief eingewurzelten Begriffe von Ehrbarkeit und Ehrlichkeit, die den Menschen noch aus längst vergangenen Zeiten anhaften. Aber diese Begriffe sind Ueberbleibsel, die für unsere Zeit nicht passen. In humoristischen Zeitschriften begegnet man zuweilen Schilderungen der tollen Folgen, die entstehen, wenn ein Mann sich vornimmt, einmal einen Tag lang die unbedingte Wahrheit zu sagen. Wer einigermaßen hinter die Kulissen des kapitalistischen Geschäftsbetriebs geschaut hat, weiß, daß es eine Katastrophe geben würde, wenn einmal solch ein Wahrheitsfanatismus im geschäftlichen Verkehr ausbrechen sollte. Denn in diesem Verkehr ist Täuschung, Uebervorteilung, Ausnutzung der Unkenntnis nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Freilich, direkter, scholler Betrug ist bei den großen Geschäftsleuten verpönt. Nicht weil

er unmoralisch ist, sondern weil er zweckwidrig ist: kommt er an den Tag — und diese Gefahr besteht immer — so hat man die Kundenschaft verloren oder zum mindesten mißtrauisch gemacht und das schädigt das Geschäft. Aber den großkapitalistischen Unternehmer soll uns jemand zeigen, der dauernd, ohne seinen Absatz zu mindern, zwanzig Prozent Profit einzufahren kann und sich mit fünf Prozent begnügt, oder der seinem Kunden sagt: „Bemühen Sie sich doch zu meinem Konkurrenten, der ist in der Lage, Ihnen die Ware in besserer Qualität zu billigerem Preise abzugeben.“ Man würde denn Mann ins Irrenhaus stecken und er gehört auch hinein, denn in einer Gesellschaftsordnung, die auf Ausbeutung beruht, muß aller wirtschaftliche Verkehr von diesem Grundübel infiziert sein. Unbedingte Ehrlichkeit, Treu und Glauben können das Prinzip nur für eine Gesellschaft sein, deren Mitglieder sich als gänzlich gleichberechtigte, wirtschaftlich unabhängige Individuen gegenüberstehen. Die Moralbegriffe stammen aus solchen Kindheitszeiten der Menschheit und die kapitalistische Gesellschaft leistet sich das Vergnügen, so zu tun, als gelten sie heute noch.

Es muß eine rührende Szene gewesen sein im Moabitser Gerichtssaal, als Herr v. Eccius erzählte, er, der zum Beamten erzogene Mann, habe sich über die Tatsache, daß er durch seinen Uebertritt zur Firma Krupp sich in den Dienst der Profitinteressen eines Privatmannes stelle, mit dem Spruch hinweggesetzt, der am Krupp'schen Hause steht: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein.“ Ein schöner Spruch! Aber heißt es dem Gemeinwohl dienen, wenn man die Welt mit Mordwerkzeugen verflucht, mit Krupp-Kanonen, die unter Umständen sich gegen die Volksgenossen des Herrn Krupp richten? Würde Herr v. Eccius nicht, daß die Firma Krupp überflüssig ist, Panzerplatten an das Ausland billiger geliefert zu haben als zu dem Reich?, daß sie überwiegt, ist bei der Lieferung besagter Panzerplatten das Deutsche Reich in unerhörter Weise bewuchert zu haben? Als die Herren Direktoren der Firma Krupp die Preise dieser Panzerplatten kalkulierten, bei denen die Firma 200 Prozent des realen Wertes an Profit einfachte, dienten sie da dem Gemeinwohl? Und wenn die Firma mit verschiedenen Mitteln ihre Konkurrenten ruinierte, dafür sorgte, daß die Ehrhardt-Werke keine Lieferungen bekamen, nicht die Preise drückten, war das im Dienste des Gemeinwohls?

Wir können nicht Gedanken lesen und wissen nicht, ob die Richter dem Herrn Brandt und den Direktoren, die als Zeugen auftraten, Glauben schenken, wenn diese immer wieder versicherten, durch die Spionage des Brandt sei dem Reich kein Schaden entstanden, denn es handelte sich ja dabei vor allem darum, die Preise der Konkurrenz rechtzeitig zu erfahren, um dann mit den eigenen Preisen herabzugehen. Sollten sie es wirklich geglaubt haben, so wäre das ein schönes Zeichen kindlichen Gemütes, aber auch gründlicher Geschäftsunkenntnis. Gewiß ist die Firma Krupp in den letzten Jahren, den Jahren der Tätigkeit des Herrn Brandt

in zahlreichen Fällen mit ihren Preisen herabgegangen. Es wurde ja ganz offen von den Herren Direktoren zugegeben, daß man erst durch Brandt „wieder ins Geschäft kam“ und das wurde durch Herabsetzung der Preise erzielt. Die Sache ist ja auch so einfach. Die Firma Krupp hatte lange Zeit in bezug auf Geschüßlieferungen ein faktisches Monopol. Man mag in dem Bericht der Ehrhardt-Gesellschaft (der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik A.-G.) nachlesen, wie diese Firma Unsummen opferte, um ihren Geschüßbau zu fördern und immer vergebens Aufträge der Regierung zu erhalten suchte. Schließlich alückte es. Auch andre Firmen „kamen ins Geschäft“, weil sie billiger lieferten. Da galt es für Krupp, mit den Preisen herabzugehen, mit den Preisen, die enorm hoch waren, mit den Wucherpreisen. Aber nicht zu weit herabgehen! hieß es, sondern nur so weit, als es die Konkurrenz erzwang. Die horrenden Profite aus der Monopolzeit mußten aufgegeben werden. Aber es galt jetzt nicht etwa, die Preise so zu kalkulieren, daß lumpige fünf Prozent Profit dabei abfallen, sondern so, daß noch möglichst viel Profit blieb. Dazu mußte man spionieren, erfahren, was die Konkurrenz forderte. So wird der schöne Spruch gehandhabt: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein.“

Das Pech war, daß im gegebenen Falle Beamte bestochen werden mußten, um hinter die Geheimnisse der Konkurrenz zu kommen; bei Privatgeschäften hat man es bequemer. Jedoch die Geschäfte mit dem Staat sind als besonders profitabel bekannt, weil die schwerfällige Bürokratie den gerillenen Profitjägern nicht gewachsen ist und da lohnt das Risiko schon. Wie sagt doch der von Marx zitierte Miller Dunning: „Mit entsprechendem Profit wird das Kapital lähn. Zehn Prozent sicher — und man kann es überall anwenden; 20 Prozent — es wird lebhaft; 50 Prozent — positiv waghaltig; für 100 Prozent stampft es alle menschliche Gesehe unter seinen Fuß; 300 Prozent — und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf Gefahr des Halsens.“ Es galt für die Firma Krupp, im gegebenen Falle möglichst viel von den Prozenten zu retten und da ward man eben waghaltig, daß die Grenzen des Strafgesetzes überschritten wurden.

Es fragt sich, ob der Begaunung des Staates durch die Lieferanten von Mordwerkzeugen vorgebeugt werden kann. Darüber soll jetzt eine Kommission beraten. Die Art und Weise, wie es eingeleitet wurde, bürgt dafür, daß nichts dabei herauskommen wird. Eine parlamentarische Kommission mit Zeugniszwang, wie sie in England üblich sind, würde wohl den Schieber der Geschäftsgeheimnisse etwas küssen, bei dem Vorgehen der Regierung wird man nichts erfahren, weil man nichts erfahren will.

Man spricht von Verstaatlichung der Waffenproduktion. Auch das wäre nur ein halbes Mittel, wenn die staatlichen Fabriken das Material von der Privatindustrie kaufen. Nur wenn diese staatlichen Betriebe über eigenes Rohmaterial verfügen, wären sie vor Bewucherung geschützt.

## Feuilleton.

### Der eiserne Moloch.

Roman von Camille Lemonnier.

91 Nachdruck verboten.  
Créquion auf seinem Dachboden gab schon das Spiel verloren, als er ihn die Chaussee betreten sah, ohne nur einmal den Kopf zu wenden; aber da Karoline bald darauf mit dem Hut auf dem Kopf auf der Schwelle erschien, erriet er irgendein Stelldichein in den Feldern draußen. Eine prächtige Entdeckung, wenn sich bewahrheitete! Um für alle Fälle gerüstet zu sein, rief er nach Philip, seinem Vetter, der eben von der Schule heimgekehrt war und mit dem Griffel auf der Schiefertafel kritzelte. Er schärfte ihm ein, sich nicht vom Hause wegzurühren.

Eine Viertelstunde später feuerte Karoline nach derselben Richtung, die Ginginet früher eingeschlagen hatte. Halt! nun hatte ers. Vor Wohlgefallen grunzend, mit scheelen Blicken, kaufte Patraque die Treppen hinab.

„Daß alles stehen und liegen, Philip und paß gut auf, was ich dir sag!“

Im Nu hatte sein Gehirn, in allen Ecken des Wilderers wohl beschlagen, einen regelrechten Kriegsplan entwickelt, und mit klaren, knappen Worten richtete er den Bengel ab, einen zwölfjährigen Jungen, der gleich einem giftigen Pilze in der verlotterten Häuslichkeit aufgeschossen war. Der Frau Hurtaug nachzugehen, ohne daß sie merkte, wenn not tat, ins Gras schlüpfen, aber sie nicht einen Moment aus dem Auge verlieren, und sobald sie sich mit ihrem Geliebten niederlassen würde, so rasch als ihn seine Beine trügen, zum Kreuzweg von „Quatre-Boleurs“ laufen, wo er, der Vater, ihn erwarten würde.

„Was bekomm ich dafür?“ forschte der Schlingel.

„Zwei Fünfer.“  
„Nein, vier!“  
„Reinetwegen vier! Und jetzt schau, daß du weiterkommst, du Nichtsnutz!“

Philip begann hinter Karoline herzujaugen, deren flatterndes Kleid bereits am Ende der Straße zu verschwinden schien. Er sah sie bei Casagues Wirtshaus mit Ginginet zusammentreffen und dann allein den Hügel hinanklettern, während ihr „Verhehrer“ einen Umweg einschlug. Auf dem Gipfel der Anhöhe trafen sie wieder zusammen und rasteten von dem beschwerlichen Aufstieg unter der stehenden Nachmittagssonne einen Moment lang im Gras, dann ging sie ein wenig voran, und er folgte mit schlendernden Schritten nach, in der Besorgnis, überrascht zu werden, jeden Augenblick den Kopf umwendend. Aber die Septembersonne stand schon tief am Horizonte, und ihre schrögen Strahlen verbargen die Silhouette des Büchchens, das sich im Gras zusammengekauert verbarg. Klein, krummbeinig, dabei aber von einer überraschenden Geschmeidigkeit, mit offenen, wachamen Augen, zerteilte er mit Schwimmbewegungen die hohen Wogen des Getreides, woraus sein bletches, von Laister und hohafter Schadenfreude verzerrtes Gesicht wie eine große stachelige Distel hervorragte. Karoline trat als erste ein und ließ die Türe offen; dann folgte Ginginet mit scheuen Blicken, und freischend wurde der Schlüssel im Schloße umgedreht. Und über ihre Freveltat sank das Schweigen der Flur, wo nur die Heimchen zirpten und der säuselnde Abendwind in den Blättern raunte.

Wie ein Wirbelwind kaufte Philip über den Abhang hinab, wo Créquion ihn beim Kreuzwege erwartete.

„Wo sind sie?“  
„Im Hause von Hurtaug.“  
„Hast du sie aber auch ganz sicher hineingehen sehen?“  
„Aber freilich! Sie haben die Türe abgesperrt.“  
„Patraques Augen rollten und seine Hände zitterten vor innerlicher Freude, wie abends, wenn er in seinen Schlingen ein gefangenes Wild entdeckte.“

„Auf wie der Wind zum Moloch,“ rief er zu Philip.  
„Wart bis der Capitte herauskommt: sag ihm, sein Freund erwartet ihn da oben auf dem Hügel, er soll rasch kommen, 's gilt ein Grasmüdenest im Wald auszunehmen.“

Aber der Tunichtgut schüttelte den Kopf und rührte sich nicht von der Stelle; er streckte die Hand aus:

„Dann krieg ich sechs Fünfer!“  
„Lump! Brigant! Fünf wirst du bekommen!“  
„Nein, sechs, und zwar sofort!“  
„Da hast du sie, und jetzt pack dich fort.“

Mit den Geldstücken in der Tasche klimpernd, lief der verborbene Junge davon; er tolettierte bereits in Gedanken mit einem Glimmkengel aus Kastanienblättern und einem Gläschen Schnaps, die er sich mit seinem Ueberschusse von zwei Fünfern leisten wollte. Unterdessen erklimmte Créquion den Hügel, ohne eine Spur von Asthma zu zeigen und erwog in Gedanken den Streich, den er auszuführen gedachte.

Als Philip vor dem Tore vom „Moloch“ anlangte, begann gerade der Abzug der Tageslicht; Männer und Weiber entströmten in Scharen den verpesteten Werkstätten und atmeten erleichtert die reine Luft. Einer der ersten, der wie ein Bär im Käfig dahertrottete, war der riesige Capitte, als hätte ihn eine geheime Anziehungskraft angelockt. Der Knabe zupfte ihn an seiner Zoppe und leierte seinen Auftrag herunter, allsgleich war der Einäugige von der Aussicht auf ein Vogelneest sehr begeistert.

„Ich geh gleich hin,“ rief er.  
Ohne zu zögern erstieg er den Hügel; zur Betäubung seines Hungers schob er ein Stück trodenes Brot in den Mund, das er noch in seiner Hosentasche entdeckt hatte.

„Du hast Grasmüden gefunden?“  
„Und was für aroke!“ höhnte Créquion, während sein Bart in zynischem Lachen zitterte.

„Wo?“  
„Noch einen Moment Geduld.“  
Bald hatten sie das Plateau überquert, Créquion schweigsam wie immer, Capitte hier und da ein Wörtchen hin-